

Schwarze Perlen.

Kriminalroman von August Weigl.

(13. Fortsetzung.)

„Reg' dich nicht auf,“ beruhigte Epher den alten Herrn, „es wird nicht lange mehr dauern und die Sache wird vollständig in Ordnung gebracht sein. Vielleicht hast du jetzt die Güte und bitte deine Tochter, einen Augenblick zu mir herüberzukommen.“

„Sofort, lieber Epher. Bitte, wo du's kannst, schone den guten alten Namen, den ich trage!“

XIX.

Wenige Minuten später erschien Mary im Türhaken. Sie war blaß, bläulicher als früher im Salon. Tiefe Schatten lagen unter ihren Augen, ihre Hände zitterten nervös, als sie fragte: „Sie haben mich zu sprechen gewünscht?“

„Ja, Baronin. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie mir nichts mitzutellen haben?“

„Nein!“

„Baronin,“ ermahnte Epher mit ernster Stimme. „Sie haben gehört, das Geständnis Jöllners liegt vor. Sie wissen, ich bin vom Sicherheitsbureau ans Telephon gerufen worden — als Polizeikommissar, nicht als Privatmann!“

Mary beugte sich zusammen. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Hören Sie mich erst zu Ende. Das Sicherheitsbureau hat mich beauftragt, verstehen Sie mich wohl, beauftragt, auf Schloß Rodenstein Erhebungen zu pflegen, wie Frau v. Sellheim in den Briefen der schwarzen Perlen gelangt ist!“

Baron Epher hatte jedes Wort in scharfer Betonung gesprochen und blickte Mary durchdringend an.

Die junge Frau hielt dem Blick nicht stand. Sie schlug die Hände vors Gesicht. Wimmernd brachen die Worte von ihren Lippen: „Wird denn diese Qual kein Ende nehmen?“

Epher zuckte bedauernd mit den Achseln. „Diese Qual hätte schon längst ein Ende genommen, Baronin,“ sagte er, „wenn Sie sich entschlossen hätten, einem treu ergebenen Freunde, wie ich es bin, die volle Wahrheit zu sagen.“

„Ich weiß nicht mehr, als ich gesagt habe!“

„Sie wissen mehr, Baronin! Soll ich Ihnen sagen, was Sie wissen?“

„Was weiß ich, was?“ In ängstlicher Spannung hasteten die Augen Marys auf den Zügen des Kommissars.

„Sie wissen, wer an jenem Abend die schwarzen Perlen genommen hat! Und Sie haben zugesehen, wie die Polizei durch Wochen eine fahle Spur verfolgte!“

„Ich — soll — das — wissen?“ Es schien sie am Halse zu würgen, denn sie stieß die Worte nur herab. Ihre Augen starrten Epher entsetzt an.

Epher beachtete die Frage der gequälten jungen Frau nicht. „Und weil Sie es wissen,“ fuhr er unerbittlich fort, „so sollten Sie der Sache ein Ende machen!“

Noch immer starrte Mary den Polizeikommissar mit übergrößen Augen an. Bei den letzten Worten Ephors ging eine merkwürdige Veränderung in ihrem Antlitz vor. Die Blässe wich einem lichten Rosa, in ihren Augen lag die Verzweiflung auf. Ihre zitternde Hand tastete nach der Tauteillehne.

Mühsam richtete sie sich auf. Einen Augenblick noch schwankte sie, dann flüsterte sie tonlos: „Sie haben recht, man muß der Sache ein Ende machen!“

„So geht's nicht weiter! Warten Sie einen Augenblick — dann werden Sie alles wissen!“

„Wohin wollen Sie?“ fragte Epher beunruhigt.

„Ihnen den Beweis bringen, daß Sie mit Ihren Annahmen recht hatten! Genügt Ihnen das?“

Epher antwortete nicht. Er sah, wie die Baronin den Gang durchschritt und sich der Stiege zu wandte, dann hörte er eine Tür ins Schloß fallen.

Einige Minuten wartete Epher. Die Baronin kam nicht zurück. Er eilte in die Bibliothek. Mary war nicht dort. Er winkte Walden und fragte:

„Hast du die Baronin nicht gesehen?“

„Nein. Aber du machst mich besorgt,“ antwortete Walden. „Was ist mit Mary? Eine solche Unruhe kenn' ich an dir gar nicht!“

„Komm! Mach's unauffällig!“

Die beiden Herren eilten in Marys Zimmer.

Auf dem Schreibtisch entdeckte Epher einen offenen Briefbogen. Die Schrift war noch naß. Der Brief enthielt nur wenige Zeilen:

Geliebter!

Ich ertrage es nicht länger! Ich muß ein Ende machen! Alles ist verloren! Das Wasser wird mein

Geheimnis begraben! Sei zum letztenmal unarmt von Deiner

Mary.

Epher erblickte. Ohne ein Wort zu sprechen, steckte er das Schreiben zu sich, riß das Fenster auf und sprang in den Garten hinaus.

„Bist du toll?“ rief Walden. „Wenn dir das Leben Marys lieb ist, so komm' mir nach!“ antwortete Mary und begann zu laufen.

Er blieb nicht auf den Wegen. Er setzte über Rasenflächen, durch Blumenbeete direkt auf den Teich zu.

Vor ihm, auf einer Anhöhe, stand eine Wirkengruppe.

War er einmal dort oben, so konnte er das ganze Ufer überblicken. Im Augenblick, als Epher und Walden aus der Wirkengruppe auf den Weg sprangen, sahen sie, wie eine weibliche Gestalt die Böschung neben der „hohen Brücke“ hinabjagte.

Wahnsinniger Schreck erfaßte Walden. Er erkannte Mary, die auf einem eingemauerten Felsstück halt machte, zum Himmel aufschau, die Hände faltete und — in den Teich hinabsprang.

Mit einem Schrei des Entsetzens rief der junge Offizier auf die „hohe Brücke“ zu und stürzte sich kopfüber ins Wasser.

Epher kletterte mit Todesverachtung die fast senkrechte Wand hinunter und sprang in einen Rasen.

„Hierher, Mary!“ hörte er auch schon Walden rufen.

Mit starken Armen griff Epher nach den Rudern. Etwas fünfzig Schritte vor sich sah er Walden, einen Körper im Arm, dem Ufer zuschwimmen. Aber die Kräfte schienen den jungen Mann zu verlassen, denn abermals schrie er leuchtend: „Rasch! Rasch!“

Ein paar kräftige Ruderschläge brachten Epher an die Seite des Freundes.

Epher griff mit starken Armen zu. Er faßte Mary unter den Armen und zog sie ins Boot hinein. Dann half er dem Freunde.

Mary wurde im Boote niedergelegt. Epher beugte sich über sie und legte sein Ohr an ihr Herz. Es schlug.

„Nur den Kopf nicht verlieren, Leo!“ rief er dem Freunde zu. „Sie lebt!“

Mary griff wieder nach den Rudern. Wie ein Pfeil flog das Boot über das Wasser hin.

Die warme Mittagssonne schien eine wohlthuende Wirkung zu üben. Leo, der den Blick von dem blauen Antlitz der Geliebten nicht abwendete, bemerkte, wie eine ganz leise Wärme in ihre Wangen trat. Und jetzt hob sich ihre Brust zu tiefen, tiefen Atemzügen. Die Augenwimpern zuckten.

„Mary schlug die Augen auf.“

Verwunderung spiegelte sich in ihrem Antlitz, als sie Leos Gesicht über sich gebeugt sah.

Dann trat aber ein verzerrtes Lächeln auf ihre Lippen. „Leo — Geliebter!“ hauchte sie bloß und die Lider fielen wieder zu.

Epher legte sich in die Riemen, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Nach wenigen Minuten hielt das Boot am oberen Landungsplatz Behutsam trugen die Freunde Mary ans Land.

Am Nachmittag herrschte auf Schloß Rodenstein begreiflicherweise große Aufregung.

Die Dienerschaft stand umher und tuschelte. Im Schlosse selbst war es mäuschenstill.

Mit sorgenvoller Miene sah der alte Freiherr in seinem Zimmer, den Kopf in die Hände gesenkt, und starrte vor sich hin.

„Sag' mir nur,“ fragte er, „wie ist denn das eigentlich gekommen?“

Baron Epher antwortete nun in beruhigendem Tone: „Mein Gott, ein unglücklicher Zufall halt!“ Er rüderten die Baronin hinaus und kamen zur „hohen Brücke“. Du weißt ja, dort bei der Einmündung des Baches in den Teich gibt's einen kleinen Wirbel. Die Baronin beugte sich vor und ließ das rasch treifende Wasser über ihre Hand rauschen. Bei dieser Gelegenheit — ich kann dir wirklich nicht sagen, wie's eigentlich war — es geschah in einer Sekunde — verlor sie das Gleichgewicht — oder rutschte vielleicht aus — und — stürzte ins Wasser. Na, die Sache ist ja, Gott sei Dank, glücklich abgelaufen —“

„Lieber Epher,“ unterbrach Baron Rodenstein Mary, „das nennst du glücklich abgelaufen? Man weiß nicht —“

„Ich muß dir gestehen,“ fiel Epher dem alten Herrn ins Wort, „mir ist um keines der beiden bang. Walden und deine Tochter sind jung, sind kräftig — übrigens bitte!“ Er wies auf die Tür, in deren Rahmen Oberleutnant Baron Walden erschien. „Da hast du schon einen der Patienten.“

Baron Rodenstein sprang auf, als er des Oberleutnants ansichtig wurde, und streckte ihm beide Hände entgegen. Tiefe Bewegung zitterte in seiner Stimme, als er ihm für die Rettung seines einzigen Kindes dankte.

„Aber, ich bitt' dich, mach' doch nicht so viel Worte! Das hätte doch jeder an meiner Stelle getan. Ich

preise mich glücklich, daß gerade ich zur Hand war! Wie geht es der Baronin?“

„Der Arzt ist jetzt oben,“ antwortete Baron Rodenstein. „Der Doktor hat mich ausbrüchlich gebeten, ihn mit Mary allein zu lassen, und verlangt, daß er nicht gestört werde.“

Walden mußte sich mit dieser Antwort zufrieden geben, so schwer es ihm ankam, noch länger in Ungewissenheit über das Schicksal der geliebten Frau zu bleiben.

Während die Herren im Zimmer des Hausherrn auf eine Nachricht über Marys Befinden warteten, lag Baronin Landsberg in tiefer Bewußtlosigkeit in ihrem Schlafzimmer. Doktor Lamprecht, der geholt worden war, bemühte sich um sie. Am Kopfende sah Baronin Maria Epher, in der Fensternische stand mit gefalteten Händen die alte Lori.

„Nun, Herr Doktor?“ fragte die Baronin leise den Arzt.

Doktor Lamprecht zuckte mit den Achseln. „Es ist schwer, etwas zu sagen, Frau Baronin. Geschehen ist ihr eigentlich gar nichts. Ein tautes Bad, und das zu einer Jahreszeit, wo die Wassertemperatur durchaus nicht niedrig ist. Von einer Gefahr kann also kaum die Rede sein.“

Doktor Lamprecht beugte sich über die Kranke und faßte deren Hände. Bei dem Druck entrang sich ein Seufzer den blaffen Lippen Marys. Dann spielten die Nerven wild um ihren Mund. Und mit einemmal schlug Mary die Augen auf. Ihre zitternden Lippen öffneten sich, als ob sie einen Schrei ausstoßen wollte. Sie schauerte zusammen und schlug die Hände vors Gesicht. Aber kein Tränenausbruch erfolgte. Sie lag nur da, bebtte am ganzen Körper und preßte die Fäuste in die Augenhöhlen.

Sachte, aber energisch zog ihr Doktor Lamprecht die Hände vom Gesicht.

„Nun, Frau Baronin, wie fühlen Sie sich?“ fragte er.

Mary antwortete nicht, aber ihre Miene zeigte, daß sie die Frage verstand. Ein dunkler, feindseliger Blick traf den Arzt. Dann machte sie eine Bewegung, als ob sie Maria zu sprechen wünsche.

Doktor Lamprecht trat zurück. Maria beugte sich zu den Lippen der Freundin nieder.

„Sag' mir — Maria,“ flüsterte Mary kaum hörbar, „was — was — ist eigentlich — geschehen? Wie komme ich — daher?“

„Erinnerst du dich denn nicht?“ antwortete Maria. „Du bist bei der Bootfabri ins Wasser gestürzt. Baron Walden ist dir nachgesprungen und hat dich herausgehoben.“

Eine heiße Röte ergoß sich über die Wangen Marys.

„Leo — hat mich — gerettet?“ fragte sie und ihre Stimme zitterte.

„Ja, freilich.“

Marys Brust hob sich zu einem tiefen Seufzer. Sie schien über etwas nachzudenken. Ihre Augen blickten gespannt ins Leere. Endlich wandte sie sich wieder an die Freundin: „Maria — sei so gut — ich laß keinen — Mann bitten — er möchte — herüberkommen. Ich muß mit ihm sprechen. Bitte, Maria — sag's ihm.“

Baronin Epher sah fragend zu Doktor Lamprecht hinüber.

„Wenn Sie gestatten, Frau Baronin, werde ich selbst das besorgen,“ meinte nun Doktor Lamprecht, „ich werde gleichzeitig Ihren Herrn Papa benachrichtigen, daß Sie sich außer Gefahr befinden.“

„Wenn Sie — das tun — wollen — Herr Doktor — das war sehr — lieb von Ihnen!“ Der Arzt verließ das Zimmer.

Wenige Minuten später erschien Baron Epher. Er winkte seiner Frau, ihn mit Mary allein zu lassen.

Als Mary mit Epher allein war, richtete sie sich im Bett auf, sah ihm ernst in die Augen und fragte: „Nun sagen Sie mir vor allem, was weiß — Leo?“

„Alles!“ antwortete Epher. „Aber machen Sie sich deswegen keine Sorgen,“ beruhigte er die Baronin, „Leo liebt Sie zu sehr, als daß er diese Stunde nicht vergessen würde.“

„Und ich kann mich doch auf Sie — verlassen?“ fragte Mary leise.

„Gewiß, Baronin, jederzeit!“

„Ich meine, Leo wird — sie stockte und suchte nach Worten — „sonst nichts erfahren?“

„Ich weiß ja nichts,“ antwortete Epher.

Mary schweig und stierte gegen die Wand. Sie schien mit einem Entschluß zu kämpfen.

„Lieber Freund,“ sagte sie flüsternd, „es muß Ihnen ja manches unverständlich sein ... Aber der Augenblick ist noch nicht gekommen ... Seien Sie überzeugt, ich werde sprechen —“

Mary brach jääh ab, denn die Tür öffnete sich und Baron Rodenstein trat ein.

Der alte Freiherr war etwas erstaunt, als er Mary mit Epher allein fand. Er unterdrückte aber jede Bemerkung und wandte sich liebevoll und besorgt an seine Tochter mit der Frage: „Nun, mein Kind, wie fühlst du dich?“

„Danke, Papa, ganz gut!“

„Na, das freut mich! Doktor Lamprecht hat gemeint, daß, wenn du dich brav hältst, in einigen Tagen schon alles vorbei sein wird.“

„Ja, ich fühle mich schon ganz wohl“, sagte Mary mit schwacher Stimme. „Wünschst du etwas, Papa?“

„Ja, natürlich. Baron Walden läßt sich dir bestens empfehlen, er muß heute abend abreisen.“

Mary schneute auf, als ob sie eine Karantel gestochen hätte. Leo wollte abreisen? Jetzt? Ganz plötzlich?

„Warum reißt denn Walden so plötzlich ab?“ fragte Mary mit blaffen Lippen, und ihre Stimme zitterte.

„Es ist ein Telegramm gekommen. Mit meinem Onkel, glaub' ich, steht's sehr schlecht. Er verlangt dringend nach Leo.“

Ehe Mary etwas antworten konnte, öffnete sich die Tür des Nebenzimmers und Doktor Lamprecht erschien auf der Schwelle.

„Bereichen Sie, Baronin“, sagte er mit einer höflichen Verbeugung, „ich möchte Sie doch bitten, die Konversation etwas abzulärzen. Sie bedürfen noch sehr der Ruhe. Die Herren werden ja nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, die Frau Baronin zu schonen.“

„Gewiß, gemiß!“ sagte der alte Herr. „Komm, Mary, gehen wir!“

Epher hatte sich erhoben und verbeugte sich vor der Baronin. Sie reichte ihm die Hand und während er einen Kuß darauf drückte, flüsterte sie ihm zu: „Ich muß Sie unbedingt heute noch sprechen. Kommen Sie in einer Stunde wieder herüber.“

Epher bejahte nur mit den Augen und trat zurück.

Während die Herren in die Bibliothek gingen, dämpfte Lori das elektrische Licht in der Krankenstube und setzte sich lautlos zu Füßen des Bettes ihrer Herrin nieder.

XX.

Baron Epher saß in seinem Bureau und blätterte in den Akten, als Regierungsrat Wurz zu ihm eintrat.

„Nun, lieber Freund, wie steht's? Was haben Sie gestern ausgerichtet?“

Epher zuckte mit den Achseln und meinte: „Eigentlich nicht viel und doch sehr viel!“

„Was ist mit diesen Rätseln gemeint?“ fragte der Regierungsrat scherzhaft.

„Der alte Silberstein war draußen in Rodenstein, hat mit der Baronin eine Unterredung gehabt, und unmittelbar darauf hat sie einen Selbstmordversuch unternommen.“

Der Regierungsrat fuhr auf. „Al! So sieht die Sache? Dieser Blutausguss scheint sie also in Händen zu haben! Aber diesmal soll er uns nicht auskommen!“

„Herr Regierungsrat, gestatten Sie ein Wort, das ich nicht als Polizeibeamter an den Vorgesetzten, sondern an Sie als Privatmann richten möchte?“ fragte Epher.

„Gewiß, lieber Epher, sprechen Sie nur.“

„Ich fürchte, die Polizei wird den Silberstein auch diesmal nicht fassen!“ sagte Baron Epher.

Der Regierungsrat sah Epher scharf an und schweig einen Augenblick. Er war ein viel zu feiner und klarer Kopf, als daß er den Doppelsinn der Bemerkung Ephors nicht sofort erfaßt hätte. Nach einer Pause fragte er:

„Und warum glauben Sie, lieber Epher, daß die Polizei diesmal so ungeschickt sein wird?“

„Meiner Ansicht nach,“ antwortete Epher, „deshalb, weil sie menschlich vorgehen wird!“

„Menschlich gegen diesen Blutsauger?“

„Nein, menschlich gegen sein Opfer!“

Wurz nickte verstehend.

Baron Epher richtete seine Augen bittend auf seinen Chef und fragte mit warmer Stimme: „Und nicht wahr, Herr Regierungsrat, die Polizei darf diesmal menschlich sein?“

Wurz reichte seinem jungen Freund über den Tisch die Hand.

„Was in meiner Nacht steht, lieber Epher, soll geschehen,“ sagte er.

„Dann ist ja alles gut!“ rief Epher erfreut.

„Ja, ja, lieber Freund,“ unterbrach Wurz seinen Beamten, „aber Sie vergessen, daß die Sache viel Staub aufgewirbelt hat. Die Wadener Behörde arbeitet auch in der Sache. Die Öffentlichkeit hat sich bereits des Falles bemächtigt. Wir müssen uns, was man so sagt, in allen Ehren aus der Affäre ziehen.“

„Das wird geschehen, Herr Regierungsrat! Hören Sie mich an: Eigentlich gingen ja nur Sie und ich von allem Anfang an der richtigen Spur nach. Doktor Wurmser hat sich in eine fixe Idee verrannt und mit ihm seine Agenten. Und auf Grund seiner Berichte das Kommissariat in Baden. Es braucht also nichts zu geschehen, Herr Regierungsrat, als daß wir Doktor Wurmser sitzen lassen! Wir erklären lächelnd: Herr Kollega, Sie haben recht gehabt, wir haben uns ge-

täuscht! Wir räumen Ihnen das Feld! Damit haben wir allen Beteiligten jene Tür offen gelassen, durch welche die einen zum Ararat, die anderen ins Gefängnis wandern!“

„Schön. Um einer so guten Sache willen nehme ich es gern an, einmal den Dämmern zu spielen“, antwortete Wurz lächelnd. „Also es bleibt dabei: Doktor Wurmser hat mit seiner Behauptung, Baron Franz Rodenstein hätte die schwarzen Perlen gestohlen, recht.“

„Sehr wohl, Herr Regierungsrat, Sie verstehen mich vollständig. Gewissmaßen hat er ja auch recht. Baron Franz Rodenstein ist ja der Dieb der schwarzen Perlen. Hans Jöllner hat ja diese Steine tatsächlich für ihn entwendet. Jöllners Geständnis wird nur bekräftigen, was Doktor Wurmser schon lange vorausgesagt hatte!“

„Gut“, erklärte der Regierungsrat. „Wie sieht aber nun die Sache mit Silberstein? Die schwarzen Perlen müssen doch ans Licht gebracht werden! Und Silberstein ist wahrlich nicht der Mann, der eine so kostbare Beute freiwillig aus der Hand geben wird!“

„Dafür lassen Sie mich sorgen, Herr Regierungsrat. Es handelte sich jetzt nur darum, ob Sie die Einwilligung geben, daß die Wahrheit vor der Öffentlichkeit verborgen bleibe. Mir ist es vor allem darum zu tun, daß die Baronin Landsberg und mein Freund Walden nicht das Opfer einer List werden, die, mag sie auch gegen die Gesetze verstößen, menschlich nur zu begreiflich ist: denn ein großes Herz hat sie gemagt, und die Liebe war das Motiv.“

Regierungsrat Wurz war aufgestanden und legte seine Hand auf die Schulter Ephors:

„Lieber Freund, wir haben doch schon so manchen Strauß in diesem Zimmer hier ausgeföhnt und so manche schwierige Sache befriedigend zu Ende geführt. Wenn ich Ihnen gelinge, den alten Silberstein zum Schweigen zu bringen, dann soll es an mir nicht fehlen. Kein Wort soll an die Öffentlichkeit dringen, das jene kompromittieren würde, die vollen Anspruch haben, geschont zu werden.“

Ehe noch Epher eine Antwort geben konnte, meldete ein Agent, daß Baron Epher zum Telephon verlangt werde.

Der junge Kommissar eilte in die Telephonzelle und kam nach wenigen Minuten zurück.

„Die Sache nimmt den Verlauf, den ich vorausgesetzt habe“, meldete er. „Die Baronin Landsberg hat trotz der schweren Stunden, die sie gestern durchgemacht, das Schloß verlassen! Sie ist nach Wien gefahren und hat auf dem Südbahnhof einen Wagen genommen, den sie in die Kleine Dammgasse dirigierte. Wissen Sie, Herr Regierungsrat, wer in der Kleinen Dammgasse wohnt? Unser Freund Silberstein!“

XXI.

Die Dämmerung sank bereits, als der Wagen Marys vor dem weitläufigen Haus Silbersteins hielt. Das Dienstmädchen schen auf den Besuch vorbereitet zu sein, denn es grinst, als sie Mary erblickte, und meinte: „Der Herr Silberstein wart' schon auf die gnädige Frau!“

Der alte Händler trat der Baronin scheinbar ruhig entgegen. Aber aus dem prüfenden Blick seiner plattend-n Augen konnte man Erregung lesen.

Silberstein war ein zu erfahrener Spekulant, als daß er nicht fühlte, es könne ihm jetzt an den Kragen gehen.

„Frau Baronin sehen etwas blaß aus“, begrüßte Silberstein Mary. Diese ignorierte die Bemerkung des Geschäftsmannes und sagte: „Ich bin hergekommen, um die Angelegenheiten, wegen der Sie gestern in Rodenstein waren, aus der Welt zu schaffen.“

„Nichts leichter als das“, lächelte Silberstein und nicht befriedigt. „Der Herr Baron Epher ist ja Ihr Freund und hat großen Einfluß droben im Sicherheitsbureau. Wenn der sich nicht rührt, schläft die ganze Gesellschaft ein.“

„Nein, nein. Sie mißverstehen mich“, erwiderte Mary. „Seit gestern hat sich verschiedenes ereignet. Die Situation ist eine ganz andere als vor vierundzwanzig Stunden.“

„Was hat sich denn verändert?“

„Das sind Familienangelegenheiten, die ich mit Fremden nicht bespreche“, antwortete Mary abweisend; „um es kurz zu machen: Ich muß die schwarzen Perlen wieder haben!“

„Die hat doch der Herr Kommissar konfisziert“, antwortet lächelnd Silberstein.

„Nicht die! Die echten muß ich wieder haben!“

„Die echten müssen Sie wieder haben? Woher soll ich denn die nehmen?“

„Herr Silberstein...“, wollte Mary beginnen, aber der Geschäftsmann fiel ihr ins Wort:

„Bereichen Sie, Frau Baronin! Die schwarzen Perlen, die Sie mir gebracht haben, befinden sich in den Händen der Polizei. Sie selbst haben zugegeben, daß es dieselben Per-

len sind, die Sie gebracht haben! Ich weiß von keinen andern schwarzen Perlen.“

„Hören Sie mich an, Herr Silberstein“, begann Mary wieder und ihre Stimme klang bittend, „nicht wahr, Sie wollen unbefelligt bleiben? Und ich — ich habe Ihnen doch im Leben nie etwas zuleide getan. Sie werden doch nicht wollen, daß aus mir die unglücklichste Frau der Welt wird! Sie werden mich doch nicht in den Tod jagen wollen!“

„Nein, das wil' ich bei Gott nicht!“ antwortete Silberstein.

„Schau'n Sie, Herr Silberstein, ich bitte Sie — ich bitte Sie: Schaffen Sie die schwarzen Perlen wieder zur Stelle! Und ich schmeiß Ihnen, daß Ihnen nicht geschehen wird!“

Silberstein lächelte. So also stand es! So war er also wieder einmal Herr der Situation.

„Frau Baronin, Sie vergessen, daß ich ein Geschäftsmann bin! Bei einem Geschäft muß ich mich fragen: Was profitier' ich dabei? Wir sind doch jetzt unter uns. Sie wissen ganz gut, daß mir kein Mensch nachmerzen kann, daß ich auch nur eine Abnung davon habe, wo sich die echten schwarzen Perlen befinden! Zugegeben, Sie könnten sich bloßstellen und die Wahrheit sagen — ich bezweifle es sehr, daß Sie das tun werden.“

„Ich werde es tun!“ fiel Mary Silberstein ins Wort.

Silberstein sah die Baronin von der Seite an und zuckte mit den Achseln.

„Ich glaube nicht, daß Sie es tun werden. Aber wenn Sie es tun, was haben Sie dadurch gewonnen? Sie haben die Polizei auf dem Hals, mich bringen Sie in eine schiefte Lage, aber die schwarzen Perlen haben Sie ja doch nicht! Also, ich glaube, es ist vernünftiger, Sie schmeigen und lassen die Sache doch aus der Welt! Sprechen Sie mit mir, wie man mit einem Geschäftsmann spricht!“

„Ah, ich verstehe. Wieviel verlangen Sie für den Schmutz?“

„Sie werden doch selbst am besten wissen, was er wert ist!“

„Sie, Sie können doch nicht verlangen, daß ich Ihnen abkaufe, was Sie mir gestohlen haben!“

„Was sind das für Worte!“ fuhr Silberstein auf. „Geschloßen! Gerettet hab' ich Sie, Frau Baronin! Wenn damals die echten schwarzen Perlen auf dem Tisch gelegen wären, wie der Herr Kommissar ins Zimmer eingetreten ist, dann wäre mir ja nichts geschehen. Aber Sie hätte man gefragt: Woher haben Sie den Schmutz, der angeblich acht Tage vorher geraubt worden ist? Gerettet hab' ich Sie! Und jetzt soll ich gar nichts von dem Ganzen haben?“

Mary schaute sich bleich in den Stuhl zurück und trodnete sich die Stirn, auf der kalter Schweiß perlte.

„Nein, nein“, sagte sie müde. „Sie sollen ja nichts umsonst tun. Sie sollen ja entlohnt werden! Was verlangen Sie für den Schmutz?“

„Sie sollen sehen, daß ich Ihnen entgegenkomme!“ Sagen wir 100,000 Kronen“, antwortete Silberstein.

„100,000 Kronen! Sind Sie von Sinnen?“

„Der Schmutz ist doch unter Brüdern das Dreifache wert!“ gab Silberstein ganz geschäftsmäßig zur Antwort.

„Ist das Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes“, betonte der alte Händler.

„Dann werde ich ein andres Mittel finden!“ Mary erhob sich. „Wissen Sie“, stieß sie hervor, „wohin ich jetzt fahre? Direkt ins Sicherheitsbureau. Und alles sage ich! Alles!“

Der Geschäftsmann war bei diesen Worten aufgesprungen. Aber er bezwang sich.

„Wenn Sie durchaus wollen, Baronin, dann bitte, tun Sie's. Aber ich mache Sie aufmerksam, daß dann nicht nur Sie und ich fallen, sondern daß ich in diesem Augenblicke auch gegen Baron Walden vorgehe, der mir Geld genug schuldig ist, damit ich ihm den Kragen brechen kann!“

„Sie wollen —“, würgte Mary herab, „Baron Walden —?“

„Ja, ich wil'!“ antwortete Silberstein hart. „AUFER Sie überlegen sich's und fahren nicht zur Polizei.“

„Heiß stieg es Mary in den Kopf. „Sie — Sie sind ein Unmensch! Sie sollte man töten wie ein Ingeziefer!“ schrie sie und ging mit weit aufgerissenen Augen, die Hände gestraut, auf den Händler zu.

Silberstein wich bei dem Anblick der Frau entsetzt zurück.

„Machen Sie keine Gefächeln, sonst laß ich Sie wegführen!“ schrie er angstvoll auf.

„Mich — mich wollen Sie wegführen lassen? Mich? Sie? —“

Der Atem versagte ihr plötzlich. Das Zimmer drehte sich um sie. Wie schwarze Schleier senkte es sich über ihre Augen.

Sie verlor den Halt und stürzte hin.

(Schluß folgt.)